

Helma Ritter

**MARIE CULINAR  
SHANGHAI**

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2018

Copyright

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-371-9

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte bei der Autorin!  
Umschlagbild © Sven Ritter

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

12,00 Euro (D)

Marie schaute auf ihr Handy. Die Wörter, gerade noch gelesen, verschwammen, sie fühlte Wut und Unsicherheit, Tränen rannen über ihr Gesicht, sie hustete, Hitze brodelte durch ihren Körper, ihr Hals wirkte innen trocken. Der Bus hielt. Durch ihre Tränen sah sie die anderen einsteigen. Der kleine Paul zupfte sie am Arm: „Komm, er fährt gleich ab.“ Unwirsch schüttelte sie seine Hand ab. „Soll er doch!“ Wieder zog er, nun an ihrem anderen Arm. „Los! Was hast du?“

„Nichts! Geht dich nichts an.“ Er zog sie bis zur Bustür, der Fahrer wurde auf die beiden aufmerksam. „Beeilt euch! Geht gleich los.“ Mühsam zerrte der kleine Paul Marie zu einem Sitz. Sie weinte immer noch. Mit großen Augen betrachtete Paul das Mädchen, während die anderen nichts bemerkten. Sie sahen auf ihre Handys oder redeten laut. Paul setzte sich neben sie, das war gut, denn nun zitterte sie, wischte über ihr Gesicht und zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu. „Frierst du?“, flüsterte der kleine Paul. Sie musste lächeln. „Geht so.“

„Ist es wegen Danny?“

„Sei bloß still!“ Paul verzog sein Gesicht. „Wegen dem brauchst du nicht weinen, der hat doch dauernd andere Weiber!“ Paul biss sich auf die Lippen. Marie blickte ihn wütend an. „Lass mich in Ruhe!“

Wie sie nach Hause gekommen war, wusste sie nicht, sicher automatisch ein Fuß vor den anderen. Dannys Bild hatte sie auf dem Handy gelöscht, auch das, wo er Romy so frech anlachte. Die Doofe, immer war sie

neben ihnen aufgetaucht; nun also Dannys Neue. Am liebsten hätte sie das Handy zum Fenster rausgeschmissen, aber das kann ja nichts dafür.

Sie drehte die Anlage auf volle Dröhnung, den Titel mehr schreiend als singend drehte sie sich, die Arme nach oben streckend, mit den Füßen stampfend, mehrmals rechts herum, bis sie außer Atem war. Dann legte sie sich auf den Teppich, verbog ihren Körper seitlich, kniete sich hin, streckte die Arme nach vorn über den Boden, dazwischen schrie sie laut, manchmal im Takt der Musik, dann wieder entgegengesetzt. Plötzlich begann sie zu weinen wie ein kleines Kind, legte sich auf das Bett und fühlte sich elend und verlassen. Immer noch dröhnte die Musik übermäßig laut. Die wollte sie nun nicht mehr, aufstehen aber auch nicht, so zog sie vom Bett aus den Stecker raus. Die Stille erschien ihr unheimlich. Da wurde die Tür geöffnet. Ihre Mutter schaute sie verblüfft an. „Hast du solchen Krach gemacht? Ich bin erschrocken, als ich zur Haustür reinkam.“

„Es ist doch ganz ruhig.“

„Ja, nun. – Du wirst schwerhörig, wenn du dich so beschallst.“

„Wird nicht wieder passieren, versprochen!“

„Na, in Ordnung. Komm dann runter.“

Marie stellte das Gerät ab, zog ein Sweatshirt an, was weit war und ihren zarten Körper robuster erscheinen ließ. Im Spiegel sah sie ihr blasses Gesicht, sie streifte mit dem Ärmel darüber und schlug sich mit der Hand über jede Wange, die wurden dadurch leicht gerötet.

Trotzig sagte sie in den Spiegel: „Du Dumme, rei dich zusammen!“

Als sie unten ankam, versuchte sie zu lächeln. Ihre Mutter rauchte und war dabei, sich einen Kaffee zu kochen. „Hast du in der Schule gegessen?“, fragte sie, sich umdrehend. „Ja...“ Sie stellte Marie eine Flasche Limonade hin. „Trink was. Dann müssen wir hier putzen. Das sieht überall dreckig aus.“ Marie verschluckte sich fast und dachte: auch das noch. „Wie war es auf Arbeit?“, lenkte Marie von sich ab. „Ziemlich schlimm. Eine Kollegin ist krank, da wurden ihre Pfleglinge auf die anderen verteilt. Ich hatte noch drei mehr zu versorgen. Mir tut alles weh.“ Sie zog an ihrer Zigarette, in der anderen Hand hielt sie den Kaffeebecher. Der erste Schluck verbrannte ihre Zungenspitze. „Warte doch bis er khler ist!“ Marie schüttete ihr etwas Limo in ein Glas. „So schlimm war es nicht. – Danke. – Ich bin von einer Patientin zur nächsten gehetzt. Alle wollen etwas reden, versteht man ja, aber der Zeitdruck. Ich wusste manchmal nicht, wie ich es schaffen soll.“

Marie lehnte sich an ihre Schulter. „Du bist doch eine Power-Frau. – Wollen wir da nicht lieber chillen, damit du dich erholst? Das Putzen hat doch bis morgen Zeit.“ Ihre Mutter schaute sich um. „Die Küche muss aufgeräumt werden. Wie spät ist es? Wenn wir beide zupacken, sind wir in einer halben Stunde fertig.“ Sie öffnete die Khlschrankschranktr. „Oh, wir haben nichts zum Abendessen.“

„Ich räume alleine auf, dann kannst du gleich zum Supermarkt fahren.“

Ihre Mutter sah sie staunend an, zog aber im Flur ihre Jacke über, sah nach, ob sie ihre EC-Karte dabei hatte. Bevor sie zum Auto ging, blickte sie zu Marie, die bereits das Geschirr in die Spülmaschine packte.

Als Marie hörte, wie ihre Mutter die Haustür schloss, nahm sie einen Gummi aus ihrer Hosentasche, raffte die langen blonden Haare, drehte sie zusammen und brachte mit dem Gummi einen Knoten weit oben zustande. Sie feuchtete ein Tuch an, wischte den Tisch sorgfältig sauber, die Fliesen an der Wand, das Spülbecken. Sie geriet in einen fast zwanghaften Arbeitseifer, wie sie nun die Küche ausfegend, dann den Kehricht aufsammelnd, den Mülleimer betrachtete, schnell noch den Deckel abwischend. Sie schaute zum Fenster, es wurde bereits dämmerig. Schnell deckte sie den Küchentisch für ihre Eltern. Aus dem Wohnzimmer holte sie einen Zettel, darauf schrieb sie: Bin bei Alice, Hausaufgaben, 21 Uhr zurück.

Fix zog sie ihre Jacke über, nahm ein Heft und einen Kuli mit. Als sie die Haustür aufschloss, fuhr gerade ein Auto vorbei. Sie zog die Tür kurz ran und schaute durch den Spalt. Es war weiter gefahren. Ihre Mutter war noch unterwegs. Rasch öffnete sie die Tür, schloss zu, durchquerte den kleinen Vorgarten und rannte los. Ein längeres Stück die Keplerstraße lang, da musste sie schnell sein, jeden Moment könnte ihre Mutter zurückkommen. Endlich, sie überquerte die Straße und bog in die Kopernikusstraße ein. Nun war es nicht mehr weit. Das Haus war dunkel, als wäre niemand da. Sie klingelte an der Gartentür. Eine Frau mit einem Kinderwagen kam

auf dem Fußweg. Sie bemerkte Marie kaum, weil sie auf ihr Handy schaute. Oben wurde nun ein Fenster geöffnet. Alice rief: „Ach, du bist es, ich komme runter.“ Marie war erleichtert, wunderte sich aber, dass die Freundin kein Licht anknipste. Kurz darauf öffnete sie die Haustür und winkte Marie, schnell reinzukommen. Im Schein der Straßenlampe wirkte Alice blass und überreizt. Sie war in Socken herabgekommen, ihre langen dunklen Haare sahen zerzaust aus, als hätte sie mit ihren Fingern darin rumgewühlt. Zur gemusterten Leggings trug sie einen weiten schwarzen Pulli. „Was ist los?“, fragte Marie, unruhig die Freundin betrachtend. „Ach, irgend so ein komischer Kerl hat vorhin geklingelt. Ich hatte Angst, dass er hier einbrechen will.“

„Na, da mach mal schnell alle Lampen an. Wenn der denkt, hier ist keiner, fängt er bestimmt bald an, die Haustür zu öffnen.“

„Die geht nicht auf, aber die Tür zur Terrasse, das ist ein Kinderspiel für solche.“ Sie fuhren zusammen, offenbar war auf der Terrasse ein Stuhl umgefallen. Marie drehte sich um und drückte auf den Lichtschalter. „Los, überall Licht und Krach machen.“ Alice ging schnell durch alle Zimmer und klickte die Schalter an. Im Wohnzimmer sah sie, wie ein Schatten über die Terrasse huschte. Sie schrie: „Alexander, halt den Hund fest, hier kommt ein Gast.“ In der Küche ließ sie Wasser in einen Eimer. Sie schleppte ihn die Treppe hoch und öffnete im Schlafzimmer ihrer Eltern das Fenster. Im hohen Bogen goss sie das Wasser auf die Terrasse. Ein Hund jaulte auf, dann sprang er über den niedrigen

Zaun und verschwand. „Was war das?“, fragte Marie, die neben sie ans Fenster getreten war. „Der Einbrecher sah aus wie ein Hund.“ Marie lachte: „Ein komischer Tag ist das heute.“ Alice schloss das Fenster und stellte den leeren Eimer ab. Sie fing an zu weinen, ihre Zähne klapperten. Marie legte den Arm um sie. „Setz dich erst mal. Du bist ganz blass.“

„Ach, ich dachte vorhin, vielleicht hätte ich doch Kampfsport machen sollen, wie Daddy immer wollte. Mir war es einfach zu maskulin. Ich bin froh, dass du gekommen bist, und dass es nur ein Hund war.“

„Wann kommen deine Eltern?“

„Eigentlich müssten sie schon da sein, vielleicht Stau oder sonst was.“

Sie gingen nun in Alices Zimmer. Marie fiel ihr Heft ein. „Hast du eine Ahnung, wo ich mein Heft hingelegt habe?“ Alice ging sofort los. „Komm, suchen wir mal.“ Unten kamen gerade ihre Eltern zur Haustür rein. Alice legte ihren Zeigefinger auf die Lippen, Marie nickte verschwörerisch. Nach der Begrüßung setzten die Mädchen ihre Suche fort und fanden Heft mit Kuli im Treppenhaus. „Ich geh dann mal“, sagte Marie, „morgen muss ich dir das Neueste erzählen, mit Danny ist Schluss.“

„Ach nee!“ Sie drückte die Freundin. „Durch den ganzen Quatsch hatten wir gar keine Zeit zu reden. Kommst du allein nach Hause?“

„Oh ja, bis morgen.“ Sie drückten sich, und Marie ging schnell, damit Alice ihre Tränen nicht sah.

Zwei Wochen später kam Alice zu Marie. Sie hatte von ihren Eltern zwei Konzertkarten bekommen und wollte mit Marie hingehen.

Sie erschrak, als sie die Freundin sah, völlig blass, sehr dünn und schwankend ging sie mit ihr in die Küche. Dort musste sie sich hinsetzen, weil sie starke Schmerzen im Bauch hatte. „Mein Gott! Was ist passiert? Die ganze Zeit habe ich mich gewundert, dass du nicht kommst. Was hast du?“

„Ich kann nicht mehr essen. Seit 14 Tagen trinke ich nur Wasser und so. Ich bin völlig fertig. In der Schule werde ich fast verrückt, wenn ich Danny mit Romy sehe. – In einer Woche sind Ferien, aber da bin ich hier ganz allein, du fährst weg, aber ich muss da bleiben.“

„Was sagen deine Eltern dazu?“

„Nichts. – Ich habe mit ihnen nicht darüber geredet, sie haben selbst viele Probleme.“

„Mein Gott! Du musst hier raus! Hast du keine Tante, Oma oder andere Verwandte?“

„Tante nicht, mit der Oma haben meine Eltern keinen Kontakt.“

„Warum? Ist sie böse oder gefährlich?“

„Nein – weiß ich nicht. Wahrscheinlich irgendeine Lappalie. Falsch begrüßt oder so.“

„Los, ruf die Oma an, ob du nicht zwei Wochen kommen kannst!“

„Denkst du, die will mich?“

„Ist doch egal. Du musst hier weg. Alles andere ist unwichtig. Wo ist dein Handy?“

„Oben im Zimmer. – Die Nummer von Oma, vielleicht im Telefonbuch, das muss im Flur sein.“

„Wie heißt sie?“

„Kleine, Monika. Na, wird der Name von Opa drin stehen, Ullrich.“

„Hier, im Ort?“

„Nein, in der Stadt.“

„Ja, hab ich, Dr. Kleine?“

„Stimmt, er ist Arzt.“

„Na, optimal, kann der dich doch kurieren. Hol dein Handy, ich schreibe die Nummer auf.“

„Bring sie mir hoch, rufen wir lieber oben an, falls Mutter kommt, die kriegt sonst 'nen Ruck.“

Alice schrieb schnell, klappte das Buch zu und legte es wieder säuberlich in das Regal, dann stieg sie die Treppe hoch. „Was sage ich denn, damit ich nicht gleich abgewimmelt werde?“

„Dass es dir nicht gut geht, und ob du kommen könntest, weil Ferien sind.“ Marie setzte sich aufs Bett und wählte die Nummer. Zuerst zitterte ihre Stimme etwas, aber ihre Oma hörte sie an und fragte dann: „Was sagt deine Mutter dazu?“

„Sie weiß nicht, dass ich anrufe. Die Eltern haben mit ihrer Arbeit Probleme. Ich konnte nicht mit ihnen sprechen. Sie wissen nicht, wie es mir geht. Seit vierzehn Tagen habe ich fast nichts gegessen, nur getrunken.“

„Wann sind Ferien?“

„Freitag ist der letzte Schultag.“

„Kannst du heute etwas essen?“

„Ich glaube nicht. Wenn ich esse, muss ich gleich brechen.“

„Soll ich mit deiner Mutter reden? So kann es doch nicht weitergehen.“

„Lieber nicht, ich habe viele Probleme und hatte gehofft, du würdest mir helfen.“

„Das ist nicht der Punkt, du brauchst schnell Hilfe. Opa müsste dich eben krankschreiben, d.h. du musst mit deiner Mutter reden und so schnell wie möglich herkommen.“

„Mutter ist noch auf Arbeit. Aber, wenn ich morgen früh mit dem Bus fahre, geht das?“

„Sicher. Rede erst mal mit ihr, dann rufst du mich an, wann du kommst.“ Alice machte das Victory-Zeichen, als sich Marie zu ihr umdrehte.

„Aber wie weiter? Was wird meine Mutter sagen? Die hat doch bisher null Ahnung.“

„Du verlangst einfach ärztliche Behandlung durch deinen Opa. Am besten, du isst was und brichst sofort.“

„Sie wird den Notdienst rufen.“

„Das lehnt du ab. Du brauchst einen Ortswechsel, aber kein Krankenhaus. – Soll ich mit ihr reden?“

„Auf keinen Fall, da sieht sie rot. Geh lieber, ich rufe dich an. Mit dem Konzert tut's mir leid.“

„Ist okay, wir machen es uns schön, wenn du wieder fit bist.“

„Denkst du, ich schaffe es?“

„Also, davon gehe ich aus, tu mir nichts Gegenteiliges an!“

Alice drückte die schwächliche Marie lange, dann ging sie schnell. Sie wirkte entschlossen, als sie sich auf den Weg nach Hause machte.

Kaum war Alice fort, bekam Marie wieder starke Schmerzen. Sie setzte sich auf die Couch und presste ein Kissen an ihren armen geschundenen Bauch. Durch die Wärme ließen die Krämpfe allmählich nach, ein leichtes Ziehen im Oberbauch empfahl ihr, weiter sitzen zu bleiben. So fand ihre Mutter sie vor: blass, kraftlos, Kissen vor dem Bauch. „Hast du deine Menses?“, fragte ihre Mutter besorgt. „Ja, ja“, log Marie, froh, nicht die Wahrheit sagen zu müssen. „Ich koche dir einen Tee, dann wird es besser.“

Nach einigen Minuten brachte sie ihr den Kamillentee. „Pass auf, er ist sehr heiß.“ Marie drückte das Kissen gegen ihren Bauch. Was sollte sie bloß tun? Sie entschied sich, nichts zu sagen. In ihrem Zimmer würde sie nachher einen Brief schreiben, morgen früh mit dem Bus nicht zur Schule, sondern zu Oma fahren. Dann würde man weiter sehen. Nun hielt sie es für angebracht, in ihr Zimmer zu gehen, um sich hinzulegen. Ihre Mutter ließ sie gewähren, sie war total erschöpft. Sie briet etwas Fleisch, was Marie veranlasste, fluchtartig nach oben zu verschwinden. Sofort machte sie sich daran, den Brief zu schreiben. Ihre Mutter war in der Küche beschäftigt. Schnell reihte sie die Sätze aneinander und versuchte, ihre Lage zu erklären. Fertig. Den Brief versteckte sie unter der Matratze. Sowieso würde ihre Mutter höchstens einmal nach ihr schauen, deshalb zog sie sich schnell aus und den Schlafanzug an. Sie

knipste die Lampe aus und legte sich still hin. Ihre Oma würde sie früh anrufen, Sachen einpacken und ihr Taschengeld mitnehmen.

Nun hörte sie, wie ihr Vater nach Hause kam. Die Eltern unterhielten sich in der Küche. Dann war Marie offenbar eingeschlafen. Sie blinzelte, als sich ihre Mutter über sie beugte, schlief aber gleich weiter.

- 2 -

Als sie früh aufwachte, war es bereits sieben Uhr. Ihre Eltern waren schon zur Arbeit gefahren. Sie rief ihre Oma an: „Ich bin in circa zwei Stunden da...“

„Gut. Hast du mit deiner Mutter gesprochen?“

„Nein, mir ging es sehr schlecht. Ich wollte nicht riskieren, dass sie mich ins Krankenhaus bringt. Ich lege einen Brief hin, der alles erklärt.“

„Gut, iss einen Würfelzucker und stecke ein paar Würfel ein. Wenn es dir übel wird, isst du einen.“

„Verstanden. Bis dann und danke.“

Marie fühlte sich erleichtert, packte schnell Sachen in einen Rucksack, das Handy, Geld in ihre Jacke. Geld für den Bus extra. Dann stemmte sie die Matratze hoch, der Brief fiel durch den Lattenrost. Auch das noch, dachte sie beunruhigt, schob das Bett weg, nun kippte der Rucksack um. Wenigstens konnte sie nun den Brief erwischen. Das Bett wieder in Ausgangsposition bringend, griff sie sich anschließend den Rucksack und stopfte alles rein. Den Brief nahm sie mit runter. Sie

legte ihn ins Wohnzimmer auf den Tisch, zog ihre Jacke an, den Rucksack auf den Rücken, abschließen und zum Bus. Den Zucker hatte Marie vergessen. Dann muss es eben so gehen, machte sie sich Mut, umkehren geht nicht!

Der Schulbus war schon weg, als sie an die Haltestelle kam. Sie setzte sich auf die Bank im Häuschen, einerseits, um Kräfte zu sparen, auch um möglichst niemanden zu treffen.

Endlich kam der Bus. Sie zahlte und ergatterte noch einen Platz weiter hinten. Sie nahm den Rucksack auf den Schoß, um sich zu wärmen und Halt zu haben. Nun merkte sie schon, dass sie aufgeregt der Begegnung mit Oma und Opa entgegensah. Was ihre Eltern sagen würden, das wollte sie sich lieber nicht ausmalen, darüber konnten sich die Erwachsenen austauschen. Sie musste raus aus dem Chaos, in das der Verlust von Danny sie gestürzt hatte.

Plötzlich bekam sie wieder starke Schmerzen. Die Frau neben ihr fragte: „Was hast du?“

„Mein Bauch tut weh.“

„Soll ich dem Fahrer Bescheid sagen?“

„Nein, nein, es geht schon.“ Nach einer Weile fragte Marie: „Haben Sie ein Stück Zucker?“ Die Frau wandte sich ihr besorgt zu: „Nein. –Warum Zucker?“

„Meine Oma hat gesagt, ich soll ein Stück Zucker essen. Ich habe es aber vergessen.“ Die Frau überlegte kurz: „Ein Bonbon kann ich dir geben.“

„Oh, danke.“ Langsam lutschte Marie das Bonbon und dachte: Hilf mir, dass ich es bis zu Oma schaffe.

Der Bus hielt an der Hauptstraße. Von hier war es nicht mehr weit. Sie musste die nächste Straße links gehen, dort das dritte Haus. Im ersten Stock winkte ihre Oma mit einem Tuch, als sie fast am Haus war. Dann gab der Summer schon ein Geräusch. Sie stemmte sich gegen die schwere Haustür, dazu noch der Rucksack, ihr wurde schwindlig. Aber nur vorwärts! An der ersten Stufe stolperte sie fast und beschloss augenblicklich, sich am Geländer festzuhalten. Außer Atem kam sie oben an. Die Oma nahm sie in den Arm und führte sie rein. Nachdem der Rucksack runter war, sagte Marie: „Danke. – Ich bin ziemlich gestresst.“

„Komm erst mal rein. Ich habe dir eine Schokolade aufgegossen. Dann erzählst du mir alles. Wir finden schon einen Weg, wie du wieder fit wirst.“ Sie setzten sich in der Küche an den Tisch. „Frierst du?“, fragte ihre Oma besorgt. „Ein wenig – eigentlich immer in letzter Zeit.“

„Weil dein inneres Feuer erloschen ist, müssen wir wieder ankurbeln. Trink erst mal, das wird dir guttun.“ Marie trank schluckweise von der Schokolade. Sie hielt die große Tasse mit beiden Händen, um sich zu wärmen.

Als sie damit fertig war, nahm die Oma sie mit ins Wohnzimmer. Sie bedeutete ihr, sich auf die Couch zu legen, wo eine große Decke, um ihren Körper gehüllt, sie wärmen und ihr sicheren Schutz geben sollte.

„Nun erzähl mal, wie das alles passiert ist, dass du in diese Verfassung kamst.“ Marie kuschelte sich in die Decke, schloss einen Moment die Augen, stöhnte leise

und begann, zuerst stockend, zu erzählen. „Es fing an, als ich nach der Schule an der Bushaltestelle die SMS von Danny las.“

„Das war dein Freund?“

„Ja, ich war von ihm begeistert, aber Romy, meine Freundin, machte sich dauernd an ihn ran.“

„Die ist also nun nicht mehr deine Freundin?“

„Ich war sowas von enttäuscht, am liebsten wollte ich sterben. Zuerst habe ich immer nach dem Essen gebrochen. Irgendwann konnte ich gar nichts mehr essen.“

„Wieso hat deine Mutter nichts gemerkt?“

„Sie arbeitet ganz viel, weiß oft gar nicht, wie sie alles schaffen soll. Ich habe getrickt und Ausreden benutzt, da kam sie nicht auf die Idee, dass ich völlig fertig bin.“

„Hast du denn außer Romy keine Freundin?“

„Doch, Alice, sie geht aufs Gymnasium. Ich war bei ihr, konnte aber nicht mit ihr reden. Aber gestern kam sie und sagte, ich soll mich an euch wenden. Dann ging alles ganz schnell, nun bin ich schon hier. – Mit dem Sterben, das hatte ich mir einfacher vorgestellt.“

„Das wäre zu früh gewesen. – Ruhe dich erst mal aus.“

Nach kurzer Zeit brachte ihre Oma eine zerdrückte Banane. Marie aß ganz langsam mit einem Teelöffel davon. „Die schmeckt aber süß.“

„Ich habe einen Löffel Honig drangegeben.“

„Was wird Opa sagen?“

„Ich habe ihn gestern vorbereitet. Er weiß doch auch, was solche Küken wie du für Probleme haben können. – Mach dir mal keine Sorgen. Er kommt dann zum Essen,

danach muss er zu Hausbesuchen. Er hat sicher schlimmere Fälle zu versorgen.“

Ihre Oma ging in die Küche, um das Mittagessen vorzubereiten. Marie streckte sich aus, fühlte wie es wärmer wurde, der Bauch schmerzte nicht. Sie schaute sich im Zimmer um. Alles sehr edel, dachte sie noch, dann schlief sie ein.

Marie wurde wach, als ihr Opa sich über sie beugte. „Na, Riekchen, wie sieht es denn mit uns aus?“ Über ihr Gesicht huschte ein Lächeln, so hatte er sie immer genannt, als sie noch ganz klein war. „Bringst du mich nun ins Krankenhaus?“

„Soll ich?“

„Bloß nicht, bei euch ist es doch viel schöner.“

„Oma päppelt dich schon wieder hoch. Zur Not kann ich dir eine von den großen Spritzen geben.“

„Das bringst du doch nicht übers Herz. So dünn wie ich bin, kommst du auf der anderen Seite wieder raus.“

„Stimmt. Jedenfalls funktioniert dein Humor noch, das lässt mich hoffen.“

„Was esst ihr denn heute?“

„Das bleibt für dich noch geheim, Oma hat dir Zwieback eingeweicht.“

„Oh, schon feste Kost.“

„Jedenfalls schön langsam und keine Anstrengungen. – Bleib mal schön liegen. Bei Oma herrscht ein strenges Regiment.“ Er zwinkerte ihr zu und ging in die Küche.

Nachmittags war Marie in einen tiefen Schlaf versunken. Als sie aufwachte, war es schon dämmerig. Ihre

Oma brachte eine heiße Schokolade und setzte sich neben sie. „Deine Mutter hat vorhin angerufen.“

„Oh je, war sie sehr wütend?“

„Nein, sie war froh, dass du da bist. Nach allem, was du losgelassen hast, hoffte sie, dass es nicht noch schlimmer kommt.“

„Meine Güte, ihr müsst ja alle von mir enttäuscht sein, dabei wollte ich nur heimlich sterben.“

„Na, irgendein Schutzengel hat das gestoppt. – Nun genug, die Devise lautet: gesund werden!“

„Der Schutzengel heißt Alice. – Ab sofort strenge ich mich an und tue, was du sagst.“

„Das will ich meinen. – Trink die Schokolade, die muss doch fast kalt sein.“

„Nö, nö, ist noch warm.“

Die Tage vergingen mit viel Ruhe, den kleinen Imbissen, die abwechselten, dem freundlichen Zuspruch ihrer Oma. Marie schlief viel und ließ sich „fallen“. Sie versuchte, ihr Denken auszuschalten. Manchmal schaute sie die Blumen auf der Fensterbank an, später auch das Bild an der Wand gegenüber. Was eigentlich dargestellt war, erkannte Marie nicht, aber das erschien ihr nicht wichtig, mit den Augen folgte sie den Linien. Zwei Tage später zählte sie sich die Farben vor: schwarz, grau, rosa, gelb, grün, blau. Darüber schlief sie wieder ein.

Abends durfte sie fernsehen, danach schlief sie im Gästezimmer. Ihre Mutter wollte sie besuchen, aber die Großeltern hatten den Termin rausgeschoben, Marie sollte erst kräftiger werden. Sie aß nun schon Brei,